



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vermischte Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bermischte Literatur.

Correspondenzen und Actenstücke zur Geschichte der Ministerconferenzen von Karlsbad und Wien in den Jahren 1819, 1820 und 1834. Herausgegeben von Friedrich von Beech. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1865. 296 S. 8.

Diese Mittheilungen, von d. Bl. schon als im Erscheinen begriffen angezeigt, liegen jetzt vollständig vor. Die Quellen des Verfassers waren das geheime Cabinet und die Ministerialarchiv zu Karlsruhe, namentlich eine Reihe von Berichten des badischen Ministers v. Verstett, der den ersten wiener Conferenzen im Auftrag seines Großherzogs bewohnte, sowie die im Privatbesitz befindlichen hinterlassenen Papiere des Ministers v. Reizenstein, der Baden bei den Conferenzen von 1834 vertrat. Die historischen Uebersichten, mit welchen der Verfasser seine Actenstücke einleitet, verknüpft und erläutert, erhöhen den Werth des Buches wesentlich, indem sie auf noch gründlicherer Bekanntschaft mit dem damaligen Treiben der Höfe, als sie das Mitgetheilte vermittelt, beruhen und im Geiste eines warmen und darum beredten Patriotismus geschrieben sind. Von den Actenstücken des ersten Abschnitts sind vorzüglich die Denkschrift des Senators Smidt von Bremen und die russischen Noten und Depeschen am Schluß interessant und lehrreich, jene, weil sie zeigt, wie außerordentlich mäßig die Ansprüche waren, welche im Jahre 1819 ein Mann in Betreff der Reform in Deutschland stellte, der bei Metternich als gefährlich galt, diese, weil sie in beschämendster Weise erkennen lassen, welchen Ton sich das großmächtige Ausland gegen Deutschland herausnehmen darf, so lange wir nicht ein Staat sind. Noch werthvoller sind die Auszüge aus den Berichten Verstetts und Reizensteins und die sonstigen Mittheilungen, welche sich auf die beiden wiener Conferenzen beziehen, vorzüglich das Bild, welches uns der Verfasser von denen im Jahre 1834 giebt. Mit Ausnahme des Schlußprotokolls und einigen Stellen aus den Reden, mit denen Metternich die Verhandlungen dieser Ministerversammlung eröffnete und schloß, ist bis jetzt über letztere nichts bekannt gewesen, und wenn uns der Verfasser hier ausführlich dem Entstehen der dort gefaßten Beschlüsse folgen läßt, so haben wir ihm dafür aufrichtig Dank zu sagen, da diese Beschlüsse das öffentliche Leben Deutschlands fast anderthalb Jahrzehnte hindurch beherrscht haben.

Werfen wir mit dem Verfasser einen Blick auf die beiden wiener Ministerconferenzen, so tritt uns sofort ein charakteristischer Unterschied zwischen denselben entgegen. Zweck der ersten war Ausbau der auf dem wiener Congress nothdürftig zusammengestellten Bundesacte. Während die Einen der Bundesversammlung die Stellung einer wirklichen Centralgewalt geben wollen und halb unbewußt auf Bildung eines Bundesstaates hinarbeiten, kämpfen die Andern für möglichste Souveränität und Selbständigkeit der Einzelstaaten. Dort sehen wir Nassau und Baden, hier Bayern und Württemberg die Fahne tragen. Die centrifugale Tendenz siegt, weil hinter ihr die Wünsche der meisten Fürsten und die particularistische Gesinnung des Volkes in den Mittel- und Kleinstaaten stehen, und noch mehr, weil diese Ten-

denz die Politik der beiden Großmächte vollständig durchbringt. Die Besiegten verdienen in ihrer Art vom nationalen Standpunkt alle Anerkennung. Aber wir erblicken andererseits in ihnen Hauptstützen der Reaction, während ihre Gegner wenigstens einigen Grundsätzen des Liberalismus Anerkennung zu verschaffen bemüht sind. Und so scheint schon bei diesen Vorgängen der Gegensatz von Einheit und Freiheit sich geltend zu machen, der heute die Parteien in Deutschland spaltet. „Wäre es wirklich“ — sagt der Verfasser treffend — „dieser Gegensatz, worum es sich in Wien handelte, so wäre nicht zweifelhaft, auf welche Seite sich die Sympathien der Nationalgesinnten zu stellen hätten. Das deutsche Volk muß, ohne daß es Gefahr für seine Freiheit liefe, in erster Reihe an die Herstellung der nationalen Einheit denken. Sei es der Bundesstaat, sei es der Einheitsstaat, der endlich die Einheitsbestrebungen unsrer Nation abschließen wird, nie wird den Deutschen das Maß vernünftiger Freiheit fehlen, ohne welches ein so gebildetes und aufgeklärtes Volk schlechterdings den dauernden Bestand einer Staatsform nicht ertragen kann.“

Sehen wir jedoch genauer zu, so handelte es sich damals nicht um Einheit und Freiheit. Allerdings erstrebten Leute wie Berstett und Marschall etwas Besseres als der unfertige Organismus der Bundesacte bot, aber an das Maß von Einheit, welches Deutschland die Macht verleihe, sich im Völkerverleben als Ganzes geltend zu machen, haben sie nicht entfernt gedacht. Und andererseits diente die Opposition der beiden süddeutschen Königreiche ebenso wenig im Ernste dem Freiheitsgedanken, sondern begnügte sich, den reactionären Bestrebungen der Großmächte ein sehr karg bemessenes Quantum liberaler Zugeständnisse entgegenzustellen.

Zimmerhin jedoch handelte es sich 1819 und 1820 in Wien um Principien und große politische Gesichtspunkte: man besprach sich und stritt sich über das größere oder geringere Maß von Reformen, deren der Bund bedurfte, und erst in zweiter Linie beschäftigte man sich mit den augenblicklichen Verlegenheiten einzelner Regierungen und mit Repressionsmaßregeln gegen die Ansprüche der liberalen Partei.

Ganz anders die Conferenzen von 1834. Von einer Bundesreform ist nicht mehr die Rede, so sehr sie auch Einzelne in der Versammlung noch immer wünschen mögen. Nur um die Bekämpfung der liberalen Partei handelt es sich. Als das beste Mittel hierzu gilt die möglichste Beschränkung der Befugnisse, welche durch die Verfassungen den Ständen eingeräumt sind, die Einzwängung der Presse, die strengste Ueberwachung der Universitäten. Die Mittelstaaten mit ihren constitutionellen Einrichtungen hatten den jetzt herrschenden Tendenzen der Großmächte gegenüber einen harten Stand. Sie konnten sich nur durch festes Zusammenhalten dem Zwange, der gegen sie ausgeübt wurde, entziehen, dazu aber fehlte das gegenseitige Vertrauen, und so siegten die Gegner des Verfassungslebens; denn es war ein Sieg über die constitutionelle Partei, den die Tage von Wien damals brachten, wenn auch ein Sieg, der sich später in eine Niederlage verkehrte.

Diese Verschiedenheit im Wesen der Conferenzen von 1819/20 und 1834 spricht sich auch in dem Charakter der berstettischen und der reizensteinschen Berichte aus. 1820 hatte man doch noch an Aufbauen gedacht, 1834 galt es nur Schutzwehren gegen das Umsichgreifen der liberalen Ideen zu errichten, deren Nutzlosigkeit die Verständigeren unter den Theilnehmern an den Verhandlungen einsahen, und das

spiegelt sich denn in jenen Actenstücken: die herfetttschen Berichte sind durchaus lebendig und subjectiv gehalten, die reizensteinschen gleichgiltig, rein objectiv und streng geschäftlich. Für unsre Kunde von dem hier und dort Geschehenen sind natürlich die letzteren werthvoller. Herfett giebt vielfach die Dinge nur, wie sie ihm erscheinen, und vertheilt Licht und Schatten äußerst ungleich, wir bedürfen daher neben ihm anderer Referate, um durch Vergleichung die Wahrheit herzustellen. Aus Reizensteins kühler geschäftsmäßiger Darstellung dagegen gewinnen wir ein Bild, welches zwar blaß von Farbe und ohne charakteristische Details ist, aber dafür den Vorzug der Treue hat.

Der Rückblick auf diese Dinge, an sich nichts weniger als erfreuend und erhebend, wird durch Vergleich mit der Gegenwart, wie viel sie auch noch vermissen läßt, tröstlich und bedeutsam für die Zukunft. „Das constitutionelle Leben in den Einzelstaaten,“ sagt der Verfasser, „hat trotz allen Anfeindungen, denen es ausgesetzt war, an Kraft und Bedeutung außerordentlich gewonnen. Die beiden deutschen Großmächte haben sich dem allgemeinen Zuge der Zeit nach Repräsentativverfassungen nicht entziehen können. Und wenn der Conflict, welcher eben jetzt den preußischen Staat erschüttert, und dessen gewaltigere Dimensionen sich von selbst verstehen, da ja die Durchführung des constitutionellen Wesens in dem Großstaat Preußen von ganz andrer Bedeutung ist als in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten — wenn dieser Conflict die Entwicklung und das Gedeihen des Constitutionalismus in ganz Deutschland zu bedrohen scheint, so wird eben auch der schließlich doch unzweifelhafte Sieg des verfassungsmäßigen Rechts in Preußen nicht nur für diesen Staat, sondern für ganz Deutschland erfrochten sein. Ein Sieg, der dann dem öffentlichen Rechte um so festere und unwandelbarere Grundlagen verleihen wird, als der Kampf die Lebensfragen des constitutionellen Princips mit einem Ernst und einer tief einschneidenden, nirgend abschweifenden und ausweichenden Kraft und Fähigkeit (die nur in einigen Beziehungen, wie in der Bankfrage und in Betreff Schleswig-Holsteins ausartete, d. R.) anfaßt, wie es in den kleineren Staaten noch nie und nirgend der Fall war. Wohl giebt es auch heute noch, wie im Jahre 1834, eine Partei, welche die Rückkehr zu dem alten Absolutismus als das höchste wünschenswertheste Ziel betrachtet, eine Partei, welche ebenso sehr vor einer Revolution von unten bebt, als sie selbst eine Revolution von oben befördern möchte. Allein diese extreme Richtung ist heute nur noch in der Presse, in Vereinen und, in einer verschwindenden Minderheit, in einigen Kammern vertreten, aber sie ist doch nicht mehr regierungsfähig. Der entschiedenste Gegner der Fortschrittspartei, der heute in irgendeinem der höchsten Regierungscollegien sitzt, ist liberal im Vergleich mit der Mehrzahl der Minister, welche die wiener Conferenzbeschlüsse von 1834 verfaßten.“ Und die rückwärts strebende Partei wird immer mehr an Ausichten verlieren, je mehr in den regierenden Kreisen das in liberalen Zeiten geborene Geschlecht dem älteren am Ruder folgt und mit ihm die Ueberzeugung zur Herrschaft gelangt, die ein deutscher Fürst, in welchem wir einen der besten seines Standes verehren, in den trefflichen Worten aussprach: er könne nicht finden, daß ein Gegensatz sei zwischen Fürstenrecht und Volksrecht. „Die Durchführung dieses Grundsatzes ist ein besserer Schutz des monarchischen Princips,“ so schließt der Verfasser seine Vorrede, „als alle Beschlüsse der Conferenzen von Karlsbad und Wien.“

Erinnerungen aus Italien, herausgegeben von J. v. Kirchmann, kgl. preuß. Oberappell.-Ger.-Präs. Berlin, Julius Springer. 1865.

Im Golf von La Spezzia und am Comersee, Skizzen und Studien u. s. w. von 1862—63 von Prof. Dr. Schellenberg, Leipzig und Stuttgart, Otto Purfürst.

Italienischen Reisebeschreibungen wird heutzutage gemeinlich nur subjectiver Werth beigemessen. Der Gegenstand gilt für so erschöpft, daß nur der jeweilige Reflex der weltkundigen Eindrücke Interesse zu bieten scheint. Wir sind dagegen sehr entschieden der Meinung, daß noch gar manches Buch von objectivem Werthe über Italien zu schreiben sei, und es ist angenehm, in den Reiseskizzen Schellenbergs einer Schrift zu begegnen, welche sich bescheidet, gute und vielseitige Beobachtungen gut wiederzugeben. Der Golf von La Spezzia, der in neuerer Zeit durch die großen Marinebauten des Königreichs Italien an Bedeutung sehr gewonnen hat, ist überdies bisher namentlich für den Deutschen ein Stückchen terra incognita gewesen. Man kann daher dem Verfasser nur Dank wissen, daß er durch seine Aufzeichnungen, die allenthalben höchst gebildete Receptivität bekunden und in sehr ansprechendem Tone vorgetragen werden, zugleich eine beherzigenswerthe Empfehlung der vom Norden aus verhältnißmäßig wenig betretenen Straße der Riviera di Levante gibt.

Bei Herrn Kirchmanns Reiserinnerungen liegt dagegen der Accent fast ausschließlich auf der Persönlichkeit des Schildernden. Ueber Italien erfahren wir in der That so gut wie nichts; aber mit Staunen folgen wir dennoch der Fußspur eines Reisenden, der es in sechs Wochen dahin brachte, nicht bloß den ganzen Cursus des Besuchs von Italien, anhebend mit Neapel bis Genua und Venedig durchzumachen, sondern auch Zeit und Kraft behielt, auf Ischia Garibaldi und in Rom den heiligen Vater zu besuchen, ferner mit den vatikanischen Statuen so vertraut zu werden, daß er sich wundert, „die übrigen Leute Hände und Füße bewegen zu sehen“, in Capri die Gräuel des Tiberius weiterdichtend bei wagnerscher Musik sogar den Sejan vom Felsen zu stürzen — heiläufig nicht der einzige Lapsus Calami — den italienischen „Kirchenbaustil“ zu verachten und statt dessen den mailänder Dom „mit Thronen der Nührung“ zu bewundern und in diesem Differenzpunkte mit Goethe den Alten für seine Kezerei mit der Bemerkung zu entschuldigen, daß jener dieses „blendendweiße Spitzengewebe“ — wie sich Herr K. mit einer für die Architektur doch etwas originellen Metapher ausdrückt — nicht fertig gesehen habe. Daneben ist dem Verfasser auch Muße geblieben, zu constatiren, worin der Reiz der „modernen Stadt zweiten Ranges“, die man Rom nennt, für die Künstler denn eigentlich liege, und er bringt seine Ansicht darüber in zwei Formeln: erstens ist die Stadt russisch-englisch-amerikanischer Weltmarkt für Gemälde und Bildwerke, und zweitens ist Licht, Holz, Koft und Logis, kurz was man das „Leben“ nennt, dort bei einfachen Ansprüchen billig. Ueber alle solche Dinge wird uns mit wenig Kunst und viel Behagen der Star des Vorurtheils gestochen, unter anderen auch darüber, „daß in Italien sich die Gestaltung der Gebirge, die Bauart der Häuser, die Weise der Bodencultur u. s. w. so gleichmäßig wiederholt, daß man die Auffuchung jedes in den Reisebüchern empfohlenen Punktes sich billig ersparen kann.“ In diesem Billigkeitsgeföhle hat sich der Verfasser wohl auch

den Besuch von Florenz „erspart“. — Der Reisende hat nebenbei manches Abenteuer erlebt, welches amüsante Einblicke in das sociale Leben auf der Halbinsel gewährt. Im Ganzen fürchten wir dennoch, Her K. möchte — trotz seiner Audienz im Vatikan mit obligater Kniebeugung, Handkuß und Albumblatt — in Rom gewesen sein, ohne den Papst gesehen zu haben. Erwähnt werden müssen aber die Beobachtungen über die politische Stimmung in Italien. Sie enthalten zwar nicht so viel „Neues“ wie diejenigen über Kunst zc., aber viel Nichtiges und Zutreffendes. Hier zeigt der Verfasser geübten Blick und eingreifendes Verständniß.

Dr. Wilhelm Krohn: Die letzten Lebensjahre Ludwigs des vierzehnten. Geschichtliche Studie. Jena und Leipzig, S. Costenoble. 1865.

Diese Arbeit, die in der Behandlungsweise nicht selten an Ranke erinnert, verdient die Beachtung des weiteren Publikums, für welches sie bestimmt ist, in ungewöhnlichem Maße. Der Verfasser hat zwar nur bekannte Quellen benutzt, und seine Studie gibt daher keine materielle Bereicherung unsrer Kenntniß über die betreffende Periode der französischen Geschichte, aber er hat sich so trefflich in seinen Stoff vertieft, ihn mit so feinem Sinne und mit so künstlerischer Hand in Form gebracht, daß man ihm für die belehrende und genussreiche Gabe anerkennenden Dank sagen muß. Nach der Art, wie er sich seine Aufgabe gestellt hat, darf es nicht befremden, wenn er zuweilen seinem divinatorischen Talente etwas freien Spielraum läßt; etwas mehr Knappheit in der Diction wäre von Nutzen gewesen; aber die überflüssigen Schöbllinge bekunden meist nur die Kraft des Triebes und die Vertrautheit mit dem Material, das mit anmuthiger Leichtigkeit gestaltet wird. Vorwiegend interessieren den Verfasser die psychologischen Probleme. Die Hauptpersonen in diesem mit der widerrwärtigen Schrecklichkeit einer Schwindsucht hingleitenden fünften Actes von der Lebenstragödie Ludwig des vierzehnten sind mit frappanter Wirkung gezeichnet. Bilder wie die der Maintenon, der Elisabeth Charlotte, der Fürstin Orsini, des Königs, sowie des nachmaligen Regenten Philipp von Orleans haben den ganzen Reiz wohlgelungener Porträts, und man muß gestehen, daß das Plaidoyer, wie es der Verfasser über Philipp von Orleans führt, in hohem Grade überzeugend wirkt. Auf diese Persönlichkeit concentrirt sich überhaupt die Darstellung. Sie soll als Vorstudie zu einer Geschichte der Regentschaft dienen, der wir mit Verlangen entgegensehen.

Geschichte der älteren Erwerbungen der Hohenzollern in der Niederlausitz von Dr. Albert Kotelmann. Berlin, Georg Reimer.

Eine fleißige, auf Forschungen im geheimen Staatsarchive zu Berlin, Dresden und Weimar gestützte Monographie, welche in zwei Abschnitten erst den durch die polentzischen Handel hervorgerufenen Kampf zwischen Brandenburg und Sachsen, dann die gefährlicheren Wirren mit der böhmischen Krone um den Pfandbesitz der Niederlausitz in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts schildert. Die äußerst complicirten Verhältnisse des Rechtsbestandes und besonders die diplomatische und praktische Discussion der für Brandenburg so wichtigen lausitzer Frage sind hier zum ersten Male vollständig und dabei höchst übersichtlich dargelegt, so daß dadurch die Schriften von Lancizolle, Neumann, Worbis und Anderen nicht unwesentliche Ergänzungen erhalten. Bei einem Gegenstande wie dieser, welcher auf Schritt und

Tritt außer der brandenburgischen Territorialgeschichte auch die des Reiches berührt, kann die Breite der Behandlung nur willkommen sein.

Weimarische Theaterbilder aus Goethes Zeit. Ueberliefertes und Selbsterlebtes. Von W. G. Gotthardi. Zwei Bändchen. Jena und Leipzig, Hermann Costenoble. 1865.

Ein alter wackerer Herr, der mit Goethe in seiner besten Zeit als Kind Bekanntschaft gemacht hat und ihm später als in Weimar Ansässiger vielfach begegnet ist, thut hier die Schublade seiner Erinnerungen auf und berichtet uns in der redseligen, behaglichen Redeweise solcher guten Alten, die das Glück gehabt haben, etwas Merkwürdigen zu erleben, neben vielem Bekanntem auch einiges nicht Bekannte von der weimarischen Bühne unter Goethes Leitung und den verschiedenen Persönlichkeiten, die außer dem großen Geheimrath zu derselben in Beziehungen standen. Es ist nicht grade viel, was er von Eigenem und Neuem zu bieten hat, meist Aeußerliches und Nebensächliches, aber — „sammelt die übrigen Boden, auf daß nichts umkomme!“

Skizzen aus dem Pastorat zu Masland. Aus dem Leben eines holländischen Dorfpastors. Deutsch von H. R. Schollenbruch. Elberfeld, Verlag der Bädeterschen Buch- und Kunsthandlung. 1865.

Ein recht anmuthiges Gewächs der niederländischen Literatur, für dessen Verpflanzung auf deutschen Boden man dem Uebersetzer schönen Dank sagen muß. Zwar sind es nur Skizzen, in denen uns der Verfasser (nach dem Vorwort der jetzt in Holland viel gefeierte Pastor van Coetsfeld) hier sein Leben, seine Bekanntschaften und Erfahrungen und sein Wirken in einem holländischen Marschdorfe zeichnet, aber es sind Zeugnisse einer sehr bedeutenden realistischen Kraft, bei der sich ein tiefer Blick in die letzten Beweggründe menschlichen Empfindens und Handelns mit einer höchst liebenswürdigen humoristischen Auffassung der Personen und Verhältnisse verbindet. Mit Recht sagt der Uebersetzer von der Begabung des Verfassers zum Schildern und Erzählen: „Seine Feder gleicht dem Pinsel eines Meisters aus der niederländischen Malerschule, der ein Stück Stilleben mit größter Treue und frischester Lebendigkeit bis ins Kleinste darzustellen weiß.“ Mit besondrer Liebe sind behagliche Zustände und Charaktere behandelt, und was nicht behaglich ist, wird es durch die humoristische Auffassung, durch die der Erzähler sich mit ihm abfindet. Die Schilderungen der Dorfaristokratie, des braven Schulmeisters, des Rentiers Duishuis, des guten alten Dorfschirurges und seines modernen Nachfolgers, die Porträts der benachbarten Amtsbrüder u. a. sind größtentheils wahre kleine Cabinetstücke. Häufig nur mit wenigen Strichen gezeichnet, treten sie uns, Männlein wie Weiblein, als lebendige Menschen aus den Capiteln des Buchs vor die Augen. Und nicht weniger wahr und anschaulich sind die Situationen, in denen der Verfasser sich (er schreibt in der Form eines Stückes Selbstbiographie) als Prediger, Seelsorger und weltlicher Berather der Gemeinde uns vorführt. Ueber das Ganze blickt das nüchternste Auge, aber hinter dem Auge wohnt ein tiefes reiches Gemüth, ein warmes Herz und eine feine Empfindung für das Schöne und Gute. Schließlich aber läßt sich das Buch auch als praktischer Führer für junge Landgeistliche empfehlen, die den Trieb haben, ihre Stellung mit Nutzen auszufüllen. So ungefähr sollten sie sein, wenn sie uns gefallen wollten. Die tadellose Rechtgläubigkeit, die unser Pastor entwickelt, stört uns nicht; denn sie ist nur hilfreich, nicht aufdringlich und nicht unduldsam, und

wie sehr man sich vor dem schwarzen Rock zu scheuen gewohnt sein mag, hier ist ein Herr Pastor, mit dem wir nicht nur auf profanem Boden gern Bekanntschaft machten, sondern von dem wir bereitwillig und nicht ohne Freude und Gewinn auch eine Predigt hören würden. Wir haben seinerzeit eine ganze Anzahl von Compendien der Pastoraltheologie durchstudiren müssen, aber wir meinen, daß sie alle zusammen keinen so guten Rathgeber für den angehenden praktischen Theologen bilden, als Pastor Coetzfelds ebenso verständiges als liebenswürdiges kleines Buch.

Mythologie der Griechen und Römer für die reifere und gebildete weibliche Jugend, von Julie Hoffmann. Breslau, Ed. Trewendt.

Ein mythologisches Handbuch feminini generis und noch dazu in Briefen! Beklagenswerth, daß Nachwerke wie Ch. Desers Briefe über die Aesthetik, die leider „stark gehen“, Nachahmung finden. Das Büchelchen gehört zwar entschieden zu den besseren Leistungen dieser Gattung; die Verfasserin ist gut unterrichtet und weiß klar zu gruppiren; aber die Gattung selber beruht nach unsrer Ansicht auf dem pädagogischen Irrthum, welcher meint, man dürfe Kindern Dinge, die sie nicht verstehen können, dadurch schmachhaft machen, daß man sie kindisch vorträgt. Mündliche Unterweisung, welche freieren Spielraum hat, darf Mittel anwenden, die nur vorübergehende Wirkung üben; Bücher aber werden in diesem Falle niemals nützen. — Läßlich ist die Auswahl und die Ausführung der Illustrationen, welche neben antiken Bildwerken auch sehr gute moderne, von Flayman, Carstens, Genelli u. a., in trefflichen Holzschnitten von A. Gaber und Brendamour bringen. —

Ahasverus in Rom. Eine Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hammerling, Hamburg und Leipzig. Verlag von J. P. F. C. Richter. 1866.

Der Dichter dieses Epos wird sich nach dem, was er bisher veröffentlicht, kurz als ein ungewöhnlich begabter Nachzügler der Schule bezeichnen lassen, die sich Byron zum Muster nahm. Der Gegenstand, den er sich hier gewählt hat, ist der vom Cäsarenwahnsinn ergriffene Nero; denn Ahasver spielt nur die Rolle des philosophirenden Begleiters, etwa wie der Chor in der alten Tragödie. Nero aber ist die personifizierte Hybris, die zum Ekel gewordene, vergeblich nach neuer Befriedigung strebende Ueberfättigung, blasirt, ironisch, Götter und Menschen verachtend — „das Laster nah dem Punkt, wo sich erbricht“, sagt der Dichter selbst, und wir sagen: auf dem Punkt und mit allem, was es von sich gegeben. Daß dies kein Stoff für einen Dichter ist, scheint auf der Hand zu liegen, und dies wird weder durch den Zweck, den sich unser Poet setzt:

„Das Leben euch an einem Ziel zu zeigen,
Wornach vielleicht es wieder einmal steuert,“

noch durch die farbenprächtige Phantasie, mit der uns der Dichter das neronische Rom mit seinen Greueln, seinen wüsten Bacchanalen und seiner in Blut und Schande berauschten Ruchlosigkeit vor Augen führt, geändert. Das Gedicht ist ein epischer Cancan, neben dem Ahasver (der nicht der unbarmherzige jerusalemmer Schuster, sondern eine ältere und vornehmere Persönlichkeit, nämlich Cain, Adams Sohn, der erste Mörder, ist) die Rolle des Polizeisoldaten spielt, der den Längern gelegentlich sein: „Tanzen Sie moralisch!“ zuruft. Die Begabung des Dichters für die Schilderung von Menschen und Dingen ist unläugbar, es ist in ihm etwas gewaltig Arbeitendes, mächtig Gährendes, etwas Titanenhaftes, was durch seine Gluth oft

hinreichend wirkt, aber auch abgesehen von den gradezu ekelerregenden Scenen, die er in aller Breite ausmalt, legen wir doch das Buch zuletzt mit Empfindungen hin, welche an die erinnern, die das Erwachen aus einem Opiumrausch begleiten sollen, und mit Rakenjammer zu endigen ist doch nicht die Aufgabe poetischer Schöpfungen.

Kunstnotiz.

Das Unternehmen des dresdner Hophographen Hanns Hanffstängel: „Die vorzüglichsten Meisterwerke der dresdener Gemäldegalerie in photographischen Nachbildungen“ scheint, wie wir mit Vergnügen sehen, Beifall und Theilnahme beim Publikum gefunden zu haben, da den von uns angezeigten Lieferungen desselben weitere gefolgt sind und jetzt schon 16 Gemälde in getreuen und sorgfältig ausgeführten Copien vorliegen. Die neuesten, die uns zu Gesicht kamen, sind die Nachbildung der Madonna della Sedia Rafaels, die übrigens nicht nach dem dresdner Bilde (welches bekanntlich nur Copie), sondern nach dem in Florenz befindlichen Originale angefertigt wurde und sehr wohl gelungen ist, die des allerliebsten den Pfeil schärfenden Cupido von Mengs und die des wohlbekanntesten Gemäldes, welches Rembrandt und seine Braut darstellt. Wir können in Betreff dieser Photographien nur wiederholen, was wir in der Anzeige der früheren sagten: sie leisten, was auf diesem Wege der Nachbildung bis jetzt irgend zu leisten ist, und wenn ein natürlicher Proceß das eigentliche künstlerische Nachschaffen niemals ganz ersetzen kann, so wird hier doch ein sehr annehmbares Surrogat geliefert. Als solches wollen wir diese Reihenfolge von Nachahmungen der Hauptjuwelen des großen dresdner Bilderschazes jetzt namentlich auch denen empfehlen, die auf ein hübsches Geschenk für das kommende Weihnachtsfest zu denken haben. Der Preis ist in Anbetracht der Größe der Photographien und der saubern Ausführung ein mäßiger zu nennen.

Berichtigungen. In voriger Nr. 1. auf S. 713, Z. 1 v. o. „wäscht“ st. „und wäscht“, S. 716, Z. 5 v. o. „Horizont“ st. „Himmel“ und S. 718, Z. 6 v. u. „1853“ st. „1843“ S. 719, Z. 9 v. u. „vertheilt“ st. „ertheilt“, S. 720, Z. 14 v. u. „Auch“ st. „Auf“.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.